

Nun erst kam Pichler, wenn auch jetzt noch langsam und schrittweise, als Poet zur Geltung. Welch schweres Stück Arbeit dies war, davon weiß Pichler ein Lied zu singen. Wo immer in Tirol ein freisinniger Künstler auftauchte, rückten die Finsterlinge in dichten Scharen heran, und allsobald hagelten Verdächtigungen gemeinster Art, Spott und Hohn auf den Auserkorenen der Muse nieder, bis kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nahm, noch ein Bürger es wagte, ihm ein solches zu bieten, und Noth und Elend thaten ihre Schuldigkeit und brachten die Blüten des Volkes in Schmach und Verzweiflung. So ist es zum Beispiel dem genial veranlagten Senn und vielen, vielen anderen ergangen.

Allein Pichlers unerwähnte Schaffenslust war auch diesen Feinden gewachsen. Nach einem erst in allerjüngster Zeit unternommenen, vollständig mißglückten letzten Versuch, Pichler wegen seines greisen Alters und seiner Freundschaft zu uns Jungen zu verhöhnen, was selbst bei den allerschwarzesten der Schwarzen Mißfallen verursachte, beugen nun auch sie sich, obgleich sie innerlich vielleicht vom selben heißen Haß gegen ihn erfüllt sind als einst und eh, vor dem ehrwürdigen Greise im Staube, und so hat Pichler als Poet auf allen Linien festgesetzt und damit der ganzen Gilde der Künstler Achtung und Ansehen erzwungen, und so ist er dank all seiner herrlichen Eigenschaften und bewundernswürdigen Ausdauer im Kampfe gegen die Reaction gleichsam zum Winkelried der tirolischen Künstler geworden, und darum haben wir Junge doppelt Ursache, ihm zugethan zu sein und dankbar anzuhängen.

So hat sich an ihm sein Ausspruch an seine Jugendfreundin Cornelia: „Wir müssen am Marmorblocke unseres Ichs rastlos arbeiten, dann erst entsteht eine sittliche, edle Gestalt“ herrlich erfüllt.

Unser ewig junger Bildhauer Professor H. Fuß hat dieser Tage vom greisen Dichter in wenigen Stunden eine ungemein charakteristische naturwahre Porträtskizze modelliert, deren Abbild als Pichlerkarte der Tiroler Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan“ die Welt durchflattern und allerorten zeigen wird, wie er leibt und lebt — unser alter, ehrwürdiger, prächtiger, innig verehrter Altmeister Adolf Pichler.

Junnsbruck, 8. Juli 1899.

Rudolf Christoph Jenny.

Ein Jüngling.

Sür uns, die wir schon an der Wende des Lebens angekommen sind, haben die ganz jungen Leute, die wir hinter uns nachrücken sehen, eine recht sonderbare Art. Sie sind gar so geschickt. Geschickt, sicher in allen Dingen und ihres Vortheils immer bewußt, von keinem Gefühl, keiner Leidenschaft gestört. Sie wissen viel, haben jede Frage zu ihrem Nutzen erledigt und lassen sich durch keine Laune, keine Empfindung verlocken, in allem nur dem Verstande allein gehorjam. Wir erstaunen, wie kluge Redner sie sind, aber wir werden doch, ganz im Stillen, einen leisen Wunsch nicht los, dessen wir uns freilich gleich wieder schämen, eine traurig zärtliche Erinnerung an uns selbst: wie wir waren, als wir jung waren. Wir waren damals gar nicht geschickt. Wir sind recht wild und toll und dumm gewesen und haben wüßt im Zeichen des Dionysos gelebt, von Begierden triefend, durch Leidenschaften braufend, im Dampf von ungeheuren Wünschen, bald in Wuth, bald in Liebe, von Zorn und Lust geschüttelt, nie zu befriedigen, nicht zu beschwichtigen, wie junge Pferde, die im Winde springen. Das ist wohl ganz unverständlich gewesen, aber wir möchten es uns nicht nehmen lassen. Es scheint uns doch, daß unsere Ruhe, unser Ernst, unsere Stille und was wir uns seitdem erworben haben, nichts wert wäre, wenn es uns nicht so viel gekostet hätte. Darum ist es fast zärtlich, ja mit einer wunderlichen Nüchternheit, daß wir jener Launen, jener Wallungen und unserer ganzen so thöricht rasenden Jugend gedenken. Nein, wir möchten nicht mit zwanzig Jahren schon so geschickt gewesen sein, als es unsere stillen, ironisch lächelnden, ein wenig blaffen und mühsamen, ein wenig müden, herablassenden Nachkommen sind. Sie zu tadeln getrauen wir uns gewiß nicht, eher bedauern wir sie fast. Wir schauen hin und her und suchen und fragen, ob es denn jetzt gar keinen Jüngling mehr gibt. Einen Jüngling, wie wir den verwegenen Namen im Sinne haben: braufend, stürmend, rasend, absurd für den Verstand, der ihm nicht nachkommen kann, schrecklich für die Aengstlichen, die ihn immer in Gefahr, am Abgrund, tausend Mal bedroht sehen, aber eine glänzende Gestalt des Muthes und der Kraft, wie solche auf alten Vasen anzuschauen sind, die, im Innersten von Seligkeit und Trunkenheit bewegt, den Kopf zurückwerfen und die Hände wie im Krampfe ausstrecken und, von der Schönheit des Lebens getroffen, aller Herrlichkeiten voll, vor süßer Angst wandend, große und geheimnisvolle Laute mit heißen Lippen zu stammeln und zu lallen scheinen! Gibt es keinen solchen Jüngling mehr? Wie oft haben wir uns das gefragt und uns leise gesehnt! So sehnt man sich an dünnen Tagen, daß ein Gewitter kommen soll.

Wie ein Gewitter ist jetzt ein Buch gekommen, das jene Jugend hat, nach der wir uns sehnen, jene zornige und zärtliche, wilde und tolle, von Leidenschaft und Begierde schnaubende, unsinnige,

maßlose Jugend. Es heißt „Die moderne Seele“*) und ist von einem Wiener, Herrn Max Meffer, geschrieben. Ein schlechtes Buch, wenn man es vor den abmessenden Verstand stellt, weil es kein Maß und keinen Takt hat, weil es jetzt wie ein Gedicht stürmischer Gefühle, das manchmal fast zum Gesange wird, jetzt wie eine Dissertation ist und die Töne des Predigers mit der Sprache des Gelehrten vermischt, lyrisch und kritisch und mystisch zugleich. Ich glaube, man darf dem jungen Autor prophezeien, daß ihm selbst sein Buch bald recht zuwider sein wird, in ein paar Jahren, vielleicht in ein paar Monaten schon. Aus solchen dampfenden, wogenden Jünglingen werden die ruhigsten und heitersten Männer, die dann, das zukende Gewölk unter sich, getrost aus dem Reinen und Blauen herabschauen. Sie sind dann leicht etwas ungerecht gegen sich selbst, lassen sich nicht gern erinnern und haben die Ordnung, die Stille verehren gelernt, einsehend, daß ein Werk oder eine That mehr sein muß, als nur so eine zischende und sich verblitzende Rakete. Mit der Flamme und dem Knall eines reinen Zornes und einer schönen Sehnsucht ist noch nichts gethan. Das wird der junge Autor schon noch einsehen lernen.

Wir aber freuen uns, daß es wieder einmal flammt und knallt. Wie dünn, wie leer, wie klein kommt uns da das abgekühlte und verzierte Reden der anderen jungen Leute vor. Hier ist ein Jüngling! In seine Leidenschaft wie in einen schweren dunkeln Mantel verhüllt, schreitet er auf steilen Wegen, oft stöhnend, sich selber zurecht, unverzagt und treu, den Blick nach oben, die ganze junge und tapfere Gestalt entschlossen ausgestreckt. Wie der Wanderer, dem in der Nacht ängstlich wird, laut mit sich redet oder singt, so sind seine Worte. Er ruft, ob denn niemand in der Nähe ist, der mit ihm gehen möchte, denselben harten Weg hinauf. Wie seltsam, wie rührend das Klingt, dieses Rufen des Einsamen auf seinem harten Wege! Manchmal kommen die Laute ganz zerrissen und verschlagen zu uns herab, es sind nur Blöcke und Trümmer, die herunterstürzen. Aber wir wissen: da droben geht Einer und geht und geht und ruht nicht und wird ankommen.

Ganz Thörichtes ist in dem Buche mit Ernstem und Wahrem vermischt. Oft kommt es ins Schwärmen und Declamiren, aber manchmal spricht es die reinsten Empfindungen mit der schönsten Leidenschaft aus. Man höre: „Das moderne Auge betrachtet mit tiefstem Entzücken die Ebene, die unromantische Ebene, welche in jedem Zoll gleichzeitig von der Urgewalt der Natur und dem Culturfortschritt der Menschen zeugt. Ueber Kornfelder rauscht der Wind, sie beugen sich und tauchen auf und nieder wie Meereswellen. Der warme Wind, der wie der Athem dieser in Gesundheit und Kraft strogenden Ebene weht, streicht über die Aehren. In langen Streifen goldgelbes Getreide, daneben Maisfelder, smaragdgrün, saftig und die Kartoffelfelder, sumpfgrün, dazwischen die aufgedackerte braune Erde, die auf den Sämann wartet, um wieder fruchtbar, üppig aufzuziehen. Aus der Ebene ragen massige Gebäude auf, mit den unzähligen Rauchschloten, den Kirchtürmen der neuen Zeit, die so gerade und schlank sind, wie die Cypressen Italiens. Den Modernen entzückt diese Ebene mit ihrer herrlichen, immer bewegten Leben athmenden Mannigfaltigkeit: Fabrik, Feld, Hügel, Dorf, die Bogen der Aquäduce und die Bahndämme, auf denen die Züge einherrschen und den Menschen die Genugthuung geben, ihre unerbitterlichsten äußeren Feinde: Zeit und Raum, besiegt zu haben. All das — Fabrik, Rauch, Schlot, Dampfmaschine — stört uns nicht, sondern verschönt uns dies Bild der Ebene, das Bild der Zeit, beweglich, veränderlich, immer werdend, hastend, sich erneuernd, in einem großen Uebergang befindlich...“ Oder: „Jeder, der ein Ding liebt, sei es wieder einen Menschen oder ein Stück der Natur, trägt unbewußt dessen Wahrheit und Schönheit mit sich fort, wird um das Wesen des Geliebten reicher. Der Allliebendste ist der Allwissendste... Die Allseele flutet durch die einsame Föhre, durch den rauschenden Strom, durch die Stimme des Vögleins, durch das Herz Jesu Christi, wie durch die Verblendung seiner Mörder... Die todten Dinge leben bewußtlos, wunschfrei, bar des Leides und der Sehnsucht. Der Mensch aber fühlt, was ihn trennt und was ihn vereinigt. Wie sich die Natur durch das Gehirn des Menschen ihres Seins und ihres Seins Grund bewußt werden will, so versucht sie durch die Liebe die Zweispaltigkeit ihres Seins zu überwinden, die Einheit wieder zu gewinnen, mit der sie in der Seele Gottes lag vor der Schöpfung. Seine Seele ist nicht sein Eigenthum, das mit der Geburt beginnt und mit dem Tode stirbt. Seine Seele ist ein Theil eines Ganzen, welches vor ihm war, nach ihm sein wird und das All schuf.“

Wir wünschen dem jungen Autor, der sich abseits hält und ein Eigener sein will, es möge ihm beschieden sein, von ungestümen Wünschen zu festen Entschlüssen, durch Gefühle zu Gedanken, aus dem Stürmischen ins Klare zu kommen und so ein ganzer Mann zu werden, wie er jetzt ein rechter Jüngling ist. Dann wird er sich auch entscheiden müssen, ob er ein Künstler oder ein Prophet oder ein Philosoph sein will. Aber so oder so wird er, klar und ruhig geworden, wirken und helfen können.

Hermann Bahr.

*) Leipzig, 1899, Hermann Haacke.